№ 3.
Erscheint wöchentl. 2 Mal.

# Stettiner Hausfreund.

Donnerstag, den 11. Januar 1866.

## „Die Loreley."

Novelle von Agnes Grans.

(Fortsetzung.)

Gottholds Oper: „Die Loreley" war natürlich zur Aufführung angenommen und hatte alle Kräfte der Hofbühne in lebhafteste Thätigkeit gesetzt. Die ganze Haute-volée interessirte sich für dieses Ereigniß und die Besetzung und Inscenirung des Werkes bildete das Hauptgespräch jener Cirkel. Die Maler lieferten Figurinen zu Costümen, und Rhein-Skizzen zu den Decorationen. Der Erbprinz wohnte den Hauptproben bei, und begeisterte durch diese allerhöchste Protection die Sänger und Sängerinnen zu äußerster Kunstfertigkeit. So sah man denn mit Spannung dem Tage der Aufführung entgegen.

Gotthold war unsäglich glücklich; Eleonore in allem Zauber ihrer Schönheit, war von einer Liebenswürdigkeit, einer Gefühlswärme, die ihn selbst überraschte, ihm als ein unerschöpflicher Bronnen ewiger Gnade erschien. Ein Gefühl der Sicherheit, einer traumhaften Seligkeit umfing ihn und trug ihn hoch über alles wirkliche Leben hinaus.

Kalt gegen die Huldigungen der Damenwelt, sah er nur sie; die Gesellschaft war für ihn nicht da, bevor sie eintrat, die Kerzen flammten trüb, das geistreichste Gespräch war fad, und er unfähig etwas zu thun, zu schaffen, wenn er nicht sie gesehen, ihre Anregung, ihre Billigung empfangen.

Bei einem Spazierritte warnte ihn einst der Erbprinz freundlich theilnehmend vor zu exclusiver Neigung und wie jeder Götzendienst sich verderblich räche.

Gotthold hörte beipflichtend zu, gestand aber, daß er sich gänzlich unfähig fühle, aus dem Zauberkreise dieser heißen Neigung heraus zu treten.

Der Erbprinz zuckte die Achseln und schwieg.—

Es ist traurig, daß Jeder seine Erfahrungen selbst machen muß und sich durch kein Beispiel, keine Lehre bekehren läßt! — —

Der Tag der Aufführung war endlich erschienen.

— Im kleinen Boudoir Eleonorens kniete Gotthold. Mit bebender Lippe dankte er ihr für all das Glück, das er durch sie genossen; jeder Gedanke an die gewichtige Entscheidung dieses Abends schwand in der Erinnerung an all die Stunden seligen Empfindens, die er ihr verdankte.

— Eleonore sah ihm bewegt in die feuchten Augen; in ihrer Seele kämpfte es sichtlich und ein Geständniß schien auf ihrer Lippe zu schweben, aber sie wandte sich plötzlich schweigend, seufzend ab und begleitete den Geliebten zum Theater.

— Wer hat das Glück eines ersten Erfolges empfunden, die berauschende Seligkeit, die im Beifallssturm eines erregten Publikums liegt und vergäße jemals dieser Stunde!? — Vergäße jemals des unirdischen Glückes, wenn die Geliebte Zeuge des Erfolges ist, wenn ihr Auge, ihr Händedruck uns schweigend sagt, was auch ihre Seele empfindet!? —

— O Gott, wie glücklich kannst Du Deine Menschen machen, warum geschieht es so selten?!

Gotthold trank an diesem Abend in vollen Zügen den Feuerwein des Glückes aus goldenem Pokal. Der Hof, das Publikum boten ihm des Erfolges reichste Kränze und als er am Schluß der Oper, dem stürmischen Hervorruf folgend, sich aber und abermals dankend verneigte, da sah er doch nur sie, Eleonore, und seine Seele schwur sich ihr abermals zu eigen. —

Ein glänzendes Soupér vereinigte die Crême der Gesellschaft im Hotel der Gräfin. Die schöne Wirthin trug ein meergrünes Kleid, die langen halbgelösten Locken mit Perlen- und Korallenschnüren durchflochten. — Nach dem Toast auf den Helden des Tages, ließ der Erbprinz Gräfin Ranzau, „die Loreley", leben und sah dabei so beziehungsvoll auf Gotthold, daß diesem plötzlich ein schneidender Schmerz durch die Seele fuhr.

Jetzt erhob sich der Ober-Hofmarschall. Eleonore erbleichte und faltete bittend die schönen Hände gegen ihn: „Jetzt nicht, nicht heute!"

Die alte Excellenz, in weinseliger Stimmung, ließ sich nicht stören. Die Gesellschaft sah in stummer Verlegenheit auf ihre Teller und der

Erbprinz flüsterte so rasch von der einen Seite: „Werner, seien Sie Mann!“ und Eleonore von der andern: „Um meiner Ehre Willen, keine Scene!“ daß Gotthold, in stummer Betroffenheit bald den Einen, bald den andern ansehend, die lange stammelnde Rede des Ober-Hofmarschalls kaum verstand und erst durch das Erheben der Gäste und das Klingen der Gläser erfuhr, Eleonore sei die Braut der Excellenz. —

Wie der von tödtlicher Kugel Getroffene seine Wunde im ersten Augenblick nicht fühlt und aufrecht stehen bleibt, so stand auch Gotthold dem so unerwarteten Schlage, unerwartet wenigstens für ihn; die Gesellschaft war längst au fait davon.

Die Hinterlassenschaft des Grafen Ranzau hatte sich, da die Güter Majorat waren, fast auf Nichts reducirt. Der Ober-Hofmarschall war alt, kränklich, aber enorm reich. Die Gräfin jung, schön, vergnügungs- und verschwendungssüchtig. Die Chancen standen also gleich; es war so recht eine Partie — zwar nicht nach dem Herzen Gottes — aber doch nach dem der guten Gesellschaft.

Gotthold hatte zu lange in dieser gelebt, um nicht, wie der sterbende Gladiator, mit Anstand verbluten zu können.

Mit verbindlichstem Dank empfing er aus den Händen des Erbprinzen seine Bestallung zum Musikdirektor und lächelte zu der halbleise gemachten allerhöchsten Bemerkung: „Wer wird die Liebe noch ernsthaft nehmen? Le roi est mort, vive le roi!“ — Ja, er brachte der alten Excellenz, die ihm einst so freundlich entgegengekommen, ihm diesen gläzenden Kreis geöffnet hatte, seine Glückwünsche mit einer Herzlichkeit dar, daß selbst die ältesten Hof-Cavaliere, die manch stummer Herzensschlacht beigewohnt, seine Haltung untadelhaft fanden. Erst als er sich Eleonoren zuwandte, schien er zu wanken.

Die Blicke sämmtlicher Anwesenden hefteten sich an die Beiden. — Es ist ja ein solches Schauspiel so überaus piquant, und da wir Deutschen keine Stiergefechte haben, so geben derartige kleine Ereignisse doch einen hübschen Ersatz und so reichen Stoff zu belebter Conversation.

Es kam indeß zu keinem Drama.

Ein Diener trat ein und überreichte dem neu creirten Musikdirektor ein Telegramm.

Der Pfarrer Werner war vom Schlage getroffen, und aus den glänzenden Räumen fuhr Gotthold in die dunkle Nacht hinaus an ein Todtenbett, den eigenen Tod im tiefgetroffenen Herzen. — — —

## IV.

„Ich glaube die Wellen verschlingen
„Am Ende Schiffer und Kahn;
„Und das hat mit ihrem Singen
„Die Loreley gethan.“ —

Heine.

Der Herbst war ungewöhnlich mild und schön. — In Merane saßen die Kurgäste in der warmen Sonne, aßen Trauben und plauderten von all den Kranken, die dem gesegneten Klima ihre Heilung verdankten. — Die Saison war sehr belebt; ein polnischer Starost und ein italienischer Principe brachten mit ihrem großen Gefolge gesunder, blühender Personen eine heitere Färbung hinein. Auch die deutsche Aristocratie hatte ihr Contingent gestellt. Einige Geheimräthe suchten Heilung für ihre vom Aktenstaub angegriffenen Lungen; mehrere junge Wittwen vom besten Adel restaurirten sich von den Verheerungen, welche eine zu glänzende Saison in ihrer Schönheit angerichtet und diese ganze „gute Gesellschaft“ schaarte sich um die Ober-Hofmarschallin, Gräfin Eleonore von K..., die in voller, jugendfrischer Schönheit, lebhaft, witzig geistreich, mit coquetter Nonchalance die gespendeten Huldigungen entgegennahm, während der Herr Gemahl hüstelnd, mit seinem Traubenkörbchen am Arm, in den sonnigen Weinlaubgängen umherschlich.

Der Starost, der Principe und die ganze männliche Heerschaar zog an dem Siegeswagen der stolzen Göttin.

Eleonore war sehr schön, schön, weil sie glücklich war. Sie gehörte zu jenen Individualitäten, die sich nur in der Glückes-Athmosphäre voll entfalten können und das Glück in Aeußerlichkeiten finden.

Wer kann darüber streiten, in was die innere Befriedigung besteht, es giebt dafür keine Norm und ist und bleibt, was man auch darüber sagen mag, individuell. — Eleonore fühlte sich auf einem Hofball, an welchem das regierende Haupt mit ihr gesprochen, der Erbprinz mit ihr getanzt, die Hofgesellschaft sich vor ihr

gebeugt hatte, so tief innerlich glücklich, wie man es nur auf Erden sein kann.

Jener Traum, den sie am Gestade der Ostsee geträumt, war längst vergessen, untergegangen in einer Fülle neuer Eindrücke.

Wer wird die Liebe auch ernsthaft nehmen! —

Heute war die Gesellschaft, welche auf der Wassermauer, der belebtesten und beliebtesten Promenade von Merane, versammelt war, ungemein zahlreich und sehr animirt. Der in den letzten Tagen ein wenig mager gewordene Gesprächsstoff bot heute die reichste Fülle. Da war ein neuer Badegast angekommen, den noch Niemand gesehen, ein kleines Gebirgsdorf niedergebrannt, wodurch man auf die Idee kam, wohlthätig sein zu wollen. Eine junge unternehmende Berlinerin sprach nach Landessitte von „Lotterien", „Collecten", ja, ihre außerordentlich lebhafte Phantasie verstieg sich bis zum Arrangement eines „Wohlthätigkeitsballes." — Ein strafender Blick ihrer Mutter, die dem Tode entgegenging, brachte die vergnügungssüchtige Dame erst wieder ein wenig zum Bewußtsein der furchtbaren Ironie, die in solch einer Reprise des Holbeinschen „Todtentanzes" lag.

Da alle Debatten fruchtlos blieben — man wollte bei allem christlichen Sinn doch auch sich selbst nicht gänzlich vergessen — so fand endlich der Vorschlag der Ober-Hofmarschallin, ein „Concert" zu arrangiren, die anerkennendste Theilnahme.

Es begann nun ein lebhafter Verkehr. Die Kranken gewannen ein wenig Ruhe, denn die Gesunden zogen sich in lebhaftester Berathung zurück. Programme wurden ent- und wieder verworfen. Ein junger, blasser Baron, der ein tüchtiger Clavierspieler, sollte die Hauptstütze bilden; Gräfin Eleonore übernahm einige Gesangs-Piecen, ein Geheimer Rath spielte das Cello und aus den übrigen ließ sich leicht ein hübscher Chor zusammenstellen.

(Schluß folgt.)

---

## Vermischtes.

Berlin. Eine auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege zu Tage geförderte Heiraths-Idee hat kürzlich zu einer für beide Theile höchst verdrießlichen und dabei zugleich seltsamen Scene Veranlassung gegeben. Einem jungen Ehepaare wurde es nämlich nicht möglich, sich gegenseitig zu verständigen, trotzdem ihre nunmehr seit einigen Jahren in aller Form Rechtens getrennte Ehe mit Kindern gesegnet war und es ihnen im Uebrigen auch nicht an den nöthigen Mitteln fehlte, sich ein angenehmes, ja sogar sorgenfreies Leben zu verschaffen. — Der junge, separirte Ehemann mochte sich nun wohl sagen, daß dieser ledige Stand für die Dauer doch seine Unbequemlichkeiten habe und — er entschied sich, noch einmal sein Glück in der Ehe zu versuchen. Wie aber dies anfangen, ohne von diesem kühnen Entschlusse durch Andere etwa abgerathen zu werden? — Da kam ihm der Gedanke ein, sich keinem seiner Freunde anzuvertrauen, sondern sofort eine Annonce einrücken zu lassen, in der er ungenannt seine Verhältnisse und seine Wünsche aussprechen könne. — Gedacht, gethan! Vorzugsweise reflectirte er darin auf junge Wittwen mit einigem Vermögen, welches letztere sicher gestellt werden könne. Und in der That liefen mehrfache Adressen ein, von denen ihm eine vermöge ihrer Gediegenheit und Wärme so sehr gefiel, daß er sofort zu einem der nächstfolgenden Abende an einem bestimmten Orte eine heimliche Zusammenkunft mit der Dame seiner Wahl veranlaßte. Die Stunde kam und die sich suchten, fanden sich. — Wer aber beschreibt den Schreck der beiden Heirathslustigen, als sie sich einander gegenüber standen? Keiner von Beiden glaubte seinen Augen trauen zu dürfen und dennoch hatten sie sich nicht getäuscht; es war die tief verschleierte junge Dame keine andere, als die frühere Gattin unseres Heiraths-Candidaten und im Hinblick auf ihre Jugend und die Aehnlichkeit ihres Standes mit dem einer Wittwe hatte sie wohl geglaubt, über diesen Punkt bei mündlicher Besprechung mit ihrem bis dahin ihr unbekannt gebliebenen Freier hinweg zu kommen. — Doch hier war dies nicht möglich und schweigend wie sie gekommen, trennten Beide sich, jeder eine andere Richtung einschlagend. — Bei dem Manne hat dieses seltsame Ereigniß aber die neue Heiraths-Idee wahrscheinlich, wenn nicht für immer, so doch auf lange Zeit vernichtet, denn er vermag sich von dem Gedanken nicht zu trennen, daß die Erscheinung seiner separirten Frau ihm ein warnendes Beispiel sein soll.

Berlin. Vor ungefähr drei Jahren engagirte eine junge adelige Wittwe einen Kandidaten der Theologie als Erzieher und Hauslehrer ihres einzigen Sohnes. Aus dem täglichen Beisammensein der beiden jungen Leutchen entsprang bald ein sehr intimes Liebesverhältniß und erklärte sich die junge Frau auch bereit, dem Kandidaten ihre Hand zu reichen, nur äußerte sie den Wunsch, daß er der Theologie Valet sagen und sich dafür der Landwirthschaft zuwenden möchte. Der junge Mann war gern bereit, diesen Wunsch zu erfüllen, er verließ Berlin und begab sich nach einem Gute in Westpreußen, um daselbst seine praktischen Studien als Oekonom zu beginnen. Die Liebenden standen in fortwährendem Briefwechsel und nach Verlauf von zwei Jahren glaubte der fleißige, junge Mann endlich an dem Ziel seiner heißesten Wünsche zu sein; auf den Flügeln der Sehnsucht eilte er hierher, fand aber zu seinem Schrecken, daß seine Braut während der Zeit seiner Abwesenheit die Bekanntschaft eines Gutsbesitzers gemacht hatte, und eben im Begriff war, sich mit diesem zu verloben. Seinen glühenden Bitten und Beschwörungen wurden kühle Entschuldigungen ent-

gegengesetzt, und als der Tag der Vermählung der Ungetreuen herankam, war er in so großer Verzweiflung, daß er seinem Leben freiwillig ein Ende machte, und sich durch Kohlenoxydgas erstickte. Einen so traurigen Ausgang hatte die junge Frau doch nicht vermuthet, sie verfiel seit der Zeit in eine tiefe Melancholie, die sich bis zum Wahnsinn steigerte, und so mußte sie gestern von ihren Verwandten einer hiesigen Irrenanstalt zur Pflege übergeben werden. Die berühmtesten Aerzte wurden consultirt, doch gaben dieselben nur sehr schwache Hoffnung auf ihre dereinstige Genesung.

Berlin. Am Mittwoch, erzählt der „Publ." machte in einem Bierlokale vor dem Potsdamer Thore ein Unbekannter mit einem Manne Bekanntschaft, bei welchem er eine größere Summe Geldes bemerkt hatte. Beide Männer schienen sich eine Zeit lang gut zu unterhalten und verließen zu gleicher Zeit das Lokal. Der Unbekannte trug dem Manne seine Begleitung an und diese wurde auch angenommen. Während Beide am Schifffahrtscanal entlang gingen und zwischen der Potsdamer Brücke und der Schönebergerstraße sich befanden, veranlaßte der Unbekannte den Mann, mit ihm bei Seite zu treten. Dies geschah auch. Der Unbekannte ergriff hier plötzlich den Mann, warf ihn mit großer Gewalt zu Boden und versuchte, ihm das Portemonnaie zu entwenden. Der Mann war indessen dem Unbekannten an Kräften gewachsen und es kam zu einem Kampfe. Auf den Hülferuf des Mannes erschienen mehrere Personen. Der Räuber ergriff die Flucht, wurde aber eingeholt und zur Stadtvoigtei abgeliefert.

Paris. An der Ecke der Louvre-Straße liegt ein großartiges Geschäft, genannt das „Paradies der Kinder." Wie schon dieser Name es errathen läßt, ist es ein Magazin von Spielzeug. In demselben findet man unter den zahllosen, zu Weihnachts- oder, wie es in Paris üblich, Neujahrsgeschenken bestimmten Gegenständen, Panoramas von Schlachten, Riesenköpfe aus Carton, Photographische Albums, darunter welche, die derartig eingerichtet sind, daß sie den englischen Typus ins Lächliche carrikirt darstellen, nach Art der Chargen von Gavarni. Einige Tage vor Weihnachten trat eines Mittags ein großer Herr mit gewichtig ernster Miene, von elegantem Aeußern, der einen sehr scharf ausgeprägten englischen Accent in seiner Sprache hatte, in das „Paradies der Kinder." Er zeigte zunächst auf ein Panorama, das eine Schlacht darstellte, in welcher aufrührerische Indianer Sieger über Engländer sind. Was kost's? fragte der Engländer. — 25 Francs. — Oh yes, her damit ... Haben Sie noch mehr davon? — Wir haben noch ein Dutzend Exemplare, versetzte der Commis. — Geben Sie Alles her! sagte gewichtig der Insulaner. — Hierauf ließ er sich von dem Commis herumführen, untersuchte das Magazin bis auf den Boden, wo die Vorräthe lagen, auf das genaueste, und ließ alles Spielzeug, das auf Engländer Bezug hatte, bei Seite legen. Dann zeigte er auf einen großen Kamin, in welchem Feuer brannte und sagte zu dem Commis: Werfen Sie Alles da hinein! — Aber, mein Herr ... stotterte der Commis, ganz verblüfft. — Verbrennen! Verbrennen! ich dulde nicht, daß Spielzeug England lächerlich macht.... Verbrennen Sie! ich zahle Alles! Was beträgt's? Man machte ihm die Rechnung. Sie betrug 1,875 Fr. 50 C. Der Engländer bezahlte, sah sich den lodernden Scheiterhaufen des Spielzeugs an, und ging dann mit befriedigter Miene davon, indem er sagte: Nun werde ich bei den andern Spielwaarenhändlern dasselbe Geschäft besorgen!

— In Bozen ist vorige Woche ein Tabakraucher angekommen, welcher in wenigen Stunden 20 Centner Tabak verrauchte. Der Raucher zog aber auch wie eine Lokomotive an seiner Pfeife, welche mit 150 Centner Tabak gestopft und mittelst Steinkohlenfeuer angezündet worden war. An dem von Trient abgefahrenen Train war nämlich der erste, hinter der Maschine befindliche und mit 150 Centnern Tabak belastete Wagen durch einen Steinkohlenfunken in Brand gerathen. Als nun der Trainführer dies bemerkte, ließ er von dem brennenden Wagen die übrigen losketten und dampfte mit dem ersteren so schnell als möglich nach Bozen, wo der Brand gelöscht wurde. Zwanzig Centner Tabak waren jedoch schon zu Grunde gegangen. Hierauf kehrte die Maschine zurück, um die übrigen Waggons abzuholen.

Viersen. Vorgestern ereignere sich in dem benachbarten Bockert der schreckliche Fall, daß spielende Kinder die an der niedrigen Decke angebrachte Petroleumlampe herunterwarfen, worauf der ganze Inhalt sich über den Kopf der in der Stube beschäftigten Mutter ergoß. Im Augenblicke stand die Unglückliche in lichten Flammen. Es gelang den herbeieilenden Nachbaren, den Brand baldmöglichst zu ersticken; indeß ist wenig Hoffnung vorhanden, daß das arme Opfer kindischen Leichtsinnes am Leben erhalten bleibt.

(Ein in's Meer versunkener Schatz.) Nach den Berichten des Londoner Lloyd erlitt vor etwa 70 Jahren ein Schiff an den Ufern von Cornouailles, Schiffbruch. Dasselbe hatte angeblich 27 Millionen an Bord. Diese Zahl ist aller Wahrscheinlichkeit nach übertrieben; in der Hauptsache jedoch scheint diese Geschichte begründet zu sein, denn nach heftigen Stürmen wirft das Meer öfter einige Dollars an's Ufer. Ein solcher Schatz konnte in einem so geldsüchtig speculativen Jahrhunderte, wie das unsrige, nicht in Vergessenheit gerathen. Es hat sich jetzt sogar eine englische Gesellschaft gebildet, welche Versuche zur Auffischung jenes Schatzes machen will; sie nennt sich „Gesellschaft zur Auffuchung der Dollars".

(Wurst wider Wurst.) Ein Arzt besuchte einen kränklichen Weinhändler um so lieber, als ihm jedesmal ein gutes Glas Wein vorgesetzt wurde. Am Ende des Jahres erhielt der Weinhändler eine ansehnliche Rechnung, höchst einfach: Für 120 Besuche a 15 Sgr. = 60 Thlr. — Der Weinhändler hatte Humor genug, darunter zu schreiben: „Ich werde in diesem Jahre dafür meine Gegenbesuche machen."

Druck, Verlag und Redaktion von R. Graßmann in Stettin, Schulzenstraße 17.